

Michael Blumenthal

Zusammenleben im 21. Jahrhundert



Sehr verehrter Herr Vorsitzender,
lieber Herr Bürgermeister Laesicke,
sehr geehrte Frau Krüger-Leißner,
liebe, alte Freunde aus Oranienburg und neue
Besucher,
liebe Schülerinnen und Schüler des Runge-
Gymnasiums,
meine Damen und Herren,

ich begrüße Sie, freue mich und fühle mich auch
geehrt, dass Sie so zahlreich heute erschienen
sind, um sich das Wenige, was ich Ihnen zu sa-
gen habe, anzuhören.

Zu Beginn habe ich eine gute und schlechte Nachricht für Sie:

- Mir ist im Programm eine Stunde zugestanden worden, aber die gute Nachricht, die ich für Sie habe, ist, dass ich nicht die gesamte Stunde in Anspruch nehmen werde.
Denn das wäre viel zu lang, und ich würde Gefahr laufen, dass Sie ein kleines Schläfchen halten während der letzten Minuten. Oder an etwas Anderes, Interessanteres denken würden.
- Die schlechte Nachricht ist, dass ich mich zwar einerseits habe überreden lassen, hier über das im Programm ausgedruckte Thema zu sprechen, obwohl ich absolut kein Experte zu diesem Thema bin, andererseits aber – und da warne ich Sie im Vorhinein – habe ich Ihnen wahrscheinlich nicht furchtbar viel Neues dazu zu sagen. Viele der von mir vorgetragenen Gedanken und Fakten werden Ihnen vermutlich bereits bekannt sein.

Für mich ist es nicht nur eine Ehre, sondern – verargen Sie mir diese Bemerkung nicht – auch eine gewisse Genugtuung, heute zu Ihnen hier in meiner

Geburtsstadt über das Thema der Toleranz zu sprechen. Denn auch in Oranienburg war Toleranz zu gewissen Zeiten ‚Mangelware‘.

Ich habe gelesen, dass die Leibniz-Sozietät seit ungefähr 1700 besteht. Herr Laesicke hat bereits erwähnt, dass Oranienburg selbst eine lange Geschichte hat.

Meine Vorfahren sind bereits um 1700 in Brandenburg gewesen. Zwar noch nicht in Oranienburg, sondern sie sind hin- und hergependelt zwischen Pritzwalk und Wittstock. Aber um 1800 herum kamen sie nach Oranienburg. Meine Vorfahren sind also genau das, was Herr Laesicke in seiner Begrüßung beschrieben hat: Sie gehörten zu diesen Eiferern, die vor hunderten von Jahren erst den Ort Bötzwow, später Oranienburg als Bürger geprägt haben.

Ich weiß nicht genau, wie lange vor 1700 meine Familie schon in dieser Region war. Ich konnte ihre Wohnorte nur bis etwa 1700 zurückverfolgen. Damals lebten meine Ur-Ur-Ur-Ur-Ur-Großeltern zunächst in Wittstock und zogen dann nach Pritzwalk.

Mein Ur-Urgroßvater und mein Urgroßvater waren die ersten der Familie, die nach Oranienburg kamen.

Durch meine Familienvorfahren und meine Ursprünge hier verbindet mich also einiges mit der Region und mit

- der Leibniz-Sozietät
- dem Mittelstandsverband Oberhavel
- wie auch der Toleranz.

Denn als meine Familie hier zuwanderte, konnte man kaum von Toleranz gegenüber jüdischen Bürgern sprechen. Die Juden lebten zu dieser Zeit abgesondert, wurden ziemlich diskriminiert, und man sah auf sie herab – aber man tolerierte sie. Doch das Wort „Toleranz“ muss in diesem Fall anders definiert werden. Man tolerierte sie eben, weil sie entweder etwas Kapital brachten oder wirtschaftlich wertvolle Leistungen erbringen konnten und auch weil sie Jobs schafften.

Meine Familienvorfahren waren mittelständische Unternehmer, Geschäftsleute in dieser Stadt Oranienburg – da beziehe ich mich nun schon auf eine Zeit, von der ich dank den persönlichen Erzählungen meiner Eltern und Großeltern etwas weiß. Deshalb liegen mir die beiden Organisationen, die diese Toleranzkonferenzen organisieren, und auch der Schirmherr dieser Konferenz, der Ministerpräsident von Brandenburg, Herr Platzbeck, natürlich sehr am Herzen.

Die Frage der Toleranz bewegt mich aber auch aus anderen Gründen. Befassen wir uns mit der Toleranz, weil das besonders für Oranienburg wichtig

ist? Oder liegt es daran, dass es eine besondere Bedeutung hat, dass ich heute vor Ihnen stehe und dass ich seit einigen Jahren wieder oft in mein Geburtsland komme? Oder hängt das damit zusammen, dass ich durch einen geschichtlichen Zufall in die „jüdische Museumsgeschichte“ reingerutscht bin?

Das hatte ich nicht geplant, das hat sich so ergeben. Der Aufbau und die Leitung des Jüdischen Museums in Berlin sollte, als ich es übernommen habe, eine Sache von 18 bis 24 Monaten sein. Wie Sie sehen können, meine Damen und Herren, sind es jetzt schon neun Jahre. Und ich komme immer noch fünf- oder sechsmal im Jahr nach Deutschland.

Das ermöglicht mir im privaten Bereich die Toleranz meiner lieben Ehefrau, die es mir immer noch erlaubt, für möglichst nicht mehr als zwei Wochen pro Fahrt hierher zu kommen.

Warum komme ich immer wieder hierher? Weil es eben dieses Problem der Toleranz gibt. Und weil es dieses Museum gibt, das sich genau damit befasst, und das besonders jungen Menschen etwas über ihre eigene Geschichte zu erzählen hat. Und weil Menschen mit meiner Vergangenheit auch eine Pflicht haben, den Gedanken der Toleranz weiter zu geben und unserer Jugend zu zeigen und zu erklären, dass das harmonische Zusammenleben zwischen verschiedenen Religionen, Rassen, Völkern und Kulturen notwendig und nützlich ist. Erfreulich ist, dass dieses Museum sehr erfolgreich geworden ist, und viele, viele hunderttausende von jungen Menschen zu uns kommen. Damit sind wir eines der meist besuchten Museen in Berlin. Fast eine dreiviertel Million Besucher pro Jahr haben wir, davon sind mehr als ein Drittel junge Menschen. Für ein historisches Museum in der Bundesrepublik ist das sehr überraschend.

Und dann freue ich mich natürlich – und nicht nur der schönen Blumen wegen – dass zwei Schüler des Runge-Gymnasiums zur Konferenz gekommen sind und ich sie wieder gesehen habe. Ich bin stolz darauf, ein Pate dieses Gymnasiums zu sein.

Ich habe viele Schulen in der ganzen Bundesrepublik besucht, aber das Runge-Gymnasium liegt mir sehr am Herzen. Nicht nur weil es in Oranienburg ist, sondern weil es das Thema Toleranz selbst in seinem Untertitel verankert hat. Und das ist natürlich eine besonders schöne Sache.

Ich habe gesagt, dass ich Ihnen nicht viel Neues präsentieren werde. Ich sehe meine Aufgabe mehr darin, einen Rahmen für die folgenden Beiträge zu setzen und markante Punkte herauszugreifen bei der Unterhaltung, die sich daraus hoffentlich ergeben wird. Die Beiträge von Prof. Rösler, Dr. Miklus

und Prof. Ebner werden für eine anregende und weiterführende Diskussion sorgen.

Ich möchte aber auch betonen, dass ich, obwohl ich auf deutsch zu Ihnen spreche, meine Bemerkungen zu diesem Thema natürlich – und das müssen Sie verstehen – vom Gesichtspunkt eines Amerikaners und eines amerikanischen Geschäftsmannes abgebe.

Ich habe in meiner Karriere drei große Unternehmen geleitet, vier Kinder durchs Studium gebracht, von der Grundschule bis in die Universität, und habe in verschiedenen Teilen unseres Landes gelebt, ob es in San Francisco war, in Detroit im Staate Michigan, oder in New York und Princeton – an all diesen Orten leben die verschiedensten Religionen, Kulturen und Menschen aus allen Teilen der Welt mehr oder weniger friedlich zusammen.

Die USA sind ein Land, in das in den letzten fünfzehn Jahren jedes Jahr 150.000 bis 200.000 Einwanderer aus allen Teilen der Welt gekommen sind – in manchem Jahr auch mehr –, die dort integriert werden müssen und sich im Laufe weniger Jahre auch verhältnismäßig schnell selbst integriert haben – in einem solchen Land ist Toleranz ein wichtiges Gut.

Und so können Sie heute in New York City 24 Stunden lang wunderbar in Nachtläden einkaufen, die von Koreanern geführt werden. Billig und gut. – Na, nach Mitternacht nicht ganz so billig, da ist ein kleiner Aufschlag mit dabei. Da gibt's die neusten, modernsten Tankstellen – was heißt Tankstellen? Man kauft dort viel mehr als nur Benzin! Tankstellen, die merkwürdigerweise die Sikhs mit langen Bärten und Turbanen bei uns eingeführt haben, worauf sie sich spezialisiert haben. Sie können fantastisch vietnamesisch essen in den verschiedensten Teilen des Landes und so weiter und so weiter. Ob es Kubaner sind in Florida, ob es Mexikaner sind in Texas oder Kalifornien, unsere Wirtschaft könnte gar nicht auf allen Ebenen so florieren ohne diese Menschen. Wir sind nun einmal ein Einwanderungsland, und bei uns funktioniert das!

Und ich beobachte mit großem Interesse, wie dies anfängt, auch hier zu funktionieren. Aber die Unterschiede sind natürlich immer noch sehr klar erkennbar.

Wenn ich mit Ihnen über dieses Thema spreche, dann ist es natürlich vom Gesichtspunkt eines amerikanischen Bürgers aus, der selbst innerhalb kürzester Zeit in Amerika integriert wurde, denn ich kam als staatenloser Flüchtling nach Amerika, und habe diese Situation mit meiner Familie selbst miterlebt. Und ich musste auch im Geschäftsleben lernen, mich schnell anzupassen.

Erlauben Sie mir einige Bemerkungen, die aus meiner Sicht die Grundlagen für das Zusammenleben im 21. Jahrhundert darstellen.

Wie kam es überhaupt zu dem Titel meines heutigen Vortrages? Meine Sekretärin sagte: „Die wollen einen Titel haben in Oranienburg!“ Und spontan antwortete ich: „Zusammenleben im 21. Jahrhundert“! Als ich mir dann Notizen zu meiner heutigen Ansprache machte, wurde mir bewusst, dass ich dieses Thema angegeben hatte, ohne mir genau zu überlegen, was dahinter stecken soll oder könnte.

Somit möchte ich die Grundthesen aus meiner Sicht vorwegnehmen:

1. Wir leben in einer Welt, die für uns in vielerlei Beziehung neu und teilweise unbekannt ist.
2. Es ist eine Welt, die geprägt ist von einer äußerst rapiden technologischen Revolution, die unser Leben weitgehend verändert hat und höchstwahrscheinlich auch weiterhin ebenso rapide verändern wird.
Mit dieser Welt mit ihren Schwierigkeiten und allen möglichen Gefahren sind wir alle konfrontiert – ob wir nun in Brandenburg oder in Princeton, New Jersey leben.
3. Ebenso aber gilt, dass uns diese Welt schon viele Fortschritte beschert sowie uns viele neue Möglichkeiten eröffnet hat, und das wird auch in der Zukunft so sein.

Somit gibt es die zwei Seiten einer Medaille:

- einerseits die Risiken und Probleme sowie die Unsicherheiten, die Schwierigkeiten und Gefahren,
 - und andererseits auch sehr viel Gutes für unsere gemeinsame Zukunft.
4. Um sich in dieser Welt als Bürger, in der Wirtschaft und im Beruf zu behaupten, müssen alle Menschen sowie die Verantwortlichen in den Regierungen neu denken und handeln lernen. Und unser Verhältnis zueinander – innerhalb und außerhalb nationaler Grenzen und Gebiete – muss auch neu definiert werden.
Das ist einfach und doch auch schwer zugleich!
 5. Und letztens heißt es Toleranz und Verständnis aufzubringen für Andere – andere Menschen, andere Rassen, andere Religionen, andere Kulturen, die mit uns, zwischen und unter uns leben in dieser sich so schnell verändernden Welt.

Ob wir's wollen oder nicht, ob wir eine Politik verfolgen, die das fördert oder die das erschwert, es gibt letztlich keine Alternative dazu, dass wir uns mit den Menschen, die mit und unter uns leben, arrangieren und mit ihnen positiv zusammen leben. Der Schlüssel zu einem erfolgreichen Überleben in der heu-

tigen Welt ist, dass nicht nur ein neues Denken und Handeln erforderlich, sondern von uns ein gewisser Mut abverlangt wird.

Dass es schwierig ist, aber dennoch gelernt werden muss, dass es nicht immer glatt funktioniert, aber wir haben letzten Endes keine andere Wahl – das sollten wir schnell begreifen. Und wir sollten verstehen, dass sich aus diesem neuen Zusammenleben aufgrund von Toleranz und Verständnis – wenn wir es richtig machen – für uns alle viel Gutes ergeben kann.

Um noch mal auf Oranienburg zurückzukommen: Ein sehr guter Freund von mir, Fritz Stern, einer der wohl renommiertesten amerikanischen Historiker, spezialisiert auf Deutschland, hat gerade ein wunderbares Buch geschrieben, das bislang nur auf englisch erhältlich ist. Es heißt „The five Germanys I’ve known“, „Die fünf Deutschlands, die ich gekannt habe“. Ich nehme an, dass es bald ins Deutsche übersetzt wird. Ich habe mich heute, als ich nach Oranienburg fuhr, daran erinnert. Und mir ging durch den Kopf: Ich hätte Fritz sagen sollen, dass ich einen Anhang zu seinem Buch schreiben möchte: „Die verschiedenen Oranienburgs, die ich gekannt habe“.

An das erste Oranienburg meiner Kindheit kann ich mich nicht erinnern, denn ich war drei Jahre, als wir hier weggezogen sind. Als wir in Berlin lebten, hörte ich nur viel von diesem Oranienburg. Und ich kann mich erinnern, es öfters besucht zu haben.

Dann, nach unserer Flucht aus Deutschland, besuchte ich Oranienburg erstmals Anfang der siebziger Jahre, also im tiefsten kalten Krieg, und fand das zweite Oranienburg vor. Ich war als Geschäftsmann auf der Leipziger Messe in der DDR. Die DDR öffnete dieses kleine Fenster ein- oder zweimal im Jahr, um ausländische Geschäftsleute reinzulocken, in der Hoffnung, mit ihnen Geschäfte zu machen, was sonst mit der westlichen Welt fast unmöglich war. Aber zur Messe ist man aus aller Welt gekommen, um beidseitig Geschäfte zu machen.

Ich schockierte damals die Behörden, indem ich zu einem Bürokraten hirmarschierte und sagte: „Ich möchte nach Oranienburg fahren.“ Da sah er mich erstaunt an und fragte: „Was wollen Sie denn in Oranienburg?“ Ich erklärte, dass ich in Oranienburg geboren bin und dachte, da ich nun einmal im Land sei, könnte ich mir diese Stadt gerne ansehen. Aber das war sehr schwer, sehr kompliziert! Wahrscheinlich wurde die Stasi informiert und ich weiß nicht wer noch. Letzten Endes wollte man mir gegenüber wohl nett sein, da ich der Vorstandsvorsitzende eines großen Unternehmens war, und so sagte man mir: „Schön, Sie dürfen fahren! Aber Sie müssen einen Dolmetscher mitnehmen!“ „Dolmetscher? Ich kann doch Deutsch und brauche keinen Dol-

metscher!“ „Nein, Sie müssen einen Dolmetscher mitnehmen, anders geht es nicht!“ Und so fuhren wir dann nach Oranienburg, ein Fahrer und ein so genannter Dolmetscher, ich nehme an, das war ein Aufpasser. Und so kamen wir nach Oranienburg. Und, lieber Herr Laesicke, es war für mich ein trauriges Erlebnis. Die Stadt wirkte ziemlich deprimierend, ich brauche Ihnen das nicht zu erklären. Es war nicht erbauend.

Das dritte Oranienburg, das ich gesehen habe, war das Oranienburg gleich nach dem Mauerfall. Da war man voller Hoffnung, aber da sah es auch noch ziemlich traurig aus.

Und danach war ich in der Zwischenzeit regelmäßig hier und konnte die Entwicklung der Stadt verfolgen. Als ich heute durch die Hauptstraße fuhr, meinte ich zu meinem Kollegen: „Es ist nun wirklich schön geworden, es hat sich doch vieles ganz gut entwickelt und sieht neuer, frischer aus, die Geschäfte gehen, und es ist neues Leben in der Stadt.“ Der Lebensstandard hat sich verbessert, die Häuser wurden renoviert, es hat sich einiges ereignet. Interessanterweise ist Oranienburg einer der wenigen Orte in Brandenburg, von denen man laut den Prognosen zur Bevölkerungsentwicklung erwartet, dass sich die Bevölkerung in den nächsten zehn bis zwanzig Jahren vergrößert. Überall sonst wird für Brandenburg ein Bevölkerungsschwund prognostiziert! Ich glaube das übrigens nicht. Denn diese Statistiken besagen nur, wie die Vergangenheit nach vorn projiziert werden könnte. Und kein Mensch weiß, wie es wirklich ausgehen wird.

Lassen Sie mich auf meine Grundthesen noch etwas tiefer eingehen, die mit dem Zusammenleben im 21. Jahrhundert zusammenhängen und mit der Toleranz.

In einem Land, in dem die Bevölkerung nicht durch natürliche Art und Weise wächst, was in der ganzen Bundesrepublik der Fall ist, sind Einwanderer notwendig.

Die kommen sowieso, weil hier wirtschaftliche Prosperität existiert. Aber das sollte gefördert werden. Und dann muss man lernen, wie man mit ihnen zusammenlebt, wie man sie nutzt, damit sie ebenso nützlich werden, wie das auch bei uns in Amerika der Fall ist. Das sollte gefördert werden.

Aber zurück auch zu den Schwierigkeiten, neu zu lernen miteinander und mit andersartigen Menschen als gleichbürtige Bürger zu leben. Dafür brauchen wir Rezepte, die sich nicht nur auf eine neue Haltung und Denkweise konzentrieren – dazu brauchen wir auch neue Managementformen in Wirtschaftsunternehmen, ob groß oder klein, und dazu brauchen wir die gesell-

schaftlichen und politischen Institutionen, die neu denken, neue Gesetze verabschieden, alte wegfeigen und einen neuen Rahmen setzen.

Um neu zu denken, neu zu handeln, ist der politische und gesellschaftliche Rahmen, den die politisch Verantwortlichen setzen müssen, äußerst wichtig. Aber der kann nicht umgesetzt werden, ohne dass Menschen bereit sind, neu zu denken. Und ohne beides können Unternehmen, ob sie groß sind oder klein, auch nicht erwarten, dass sie erfolgreich neue Formen von einem toleranten Zusammenleben schaffen können.

Bis jetzt habe ich das Wort Globalisierung nicht genannt. Selbstverständlich aber meine ich mit der neuen Welt die globale Welt. Eine Welt, die durch die elektronische Revolution in den letzten zwei oder drei Jahrzehnten des letzten Jahrhunderts und bis in die Gegenwart geprägt wurde durch die Erfindung und Entwicklung des Micro-Chips, und damit eine fundamentale Veränderung des menschlichen Lebens herbeigeführt hat – ebenso fundamental wie die Erfindung der Dampfmaschine im 18. Jahrhundert.

Vielleicht ist diese Veränderung sogar noch weitgreifender, tiefer einschneidend und hat sich viel schneller über die ganze Erde ausgebreitet, mit größeren Konsequenzen für das tägliche Leben fast aller Menschen. Selbst Menschen in Afrika werden durch diese tiefgreifende Veränderung erfasst:

- denn selbst da kommen die Düsenflugzeuge an, bringen Lebensmittel zur Hungerhilfe, aber auch Hilfe zur Selbsthilfe,
- Ärzte aus vielen Ländern der Welt kommen, um Krankheiten und Seuchen zu eliminieren,
- es erreicht sie die Kommunikation, die sich mit der Schnelligkeit des Lichts über die ganze Welt erstreckt,
- Wissen verbreitet sich in alle Ecken und Enden der Welt, so wie es vorher nie der Fall war,
- Logistik und Transport ermöglichen es heute, dass alle Teile der Welt innerhalb von 24 Stunden erreichbar sind,
- es gibt eine weltweite Verflechtung von Telekommunikation, Verkehr und Finanzmärkten, eine Ausbreitung des Welthandels und
- eine Vermischung von Menschen und Kulturen.

Das ist die globale Welt, die sich durch die Erfindung des Micro-Chips und alles, was damit zusammenhängt, in kürzester Zeit geformt und etabliert hat.

Da gibt es viele Fortschritte, davon manche, die für uns so alltäglich sind, dass wir uns kaum bewusst sind, wie viel Gutes dabei herausgekommen ist, bei all den Problemen, mit denen sie uns auch konfrontieren.

Zum Beispiel die Fortschritte in der Medizin. Ich bin jetzt 80 Jahre alt und stehe vor Ihnen in doch verhältnismäßig guter Verfassung, sowohl im Kopf als auch im Körper. Heutzutage werden die Leute einfach älter. Das liegt bei mir nun nicht daran, dass ich mein Leben so vorbildlich geführt habe – das liegt an den Fortschritten in der Medizin. Bei meinen Großeltern galt es schon als ganz schön alt, wenn sie siebzig geworden sind – das nannte man schon „ein anständiges Alter“. Damals wurde man „betagt“ genannt. Heute ist man mit achtzig oder sogar neunzig noch fit. Ich war gerade bei einer Geburtsfeier eines guten Freundes in Irland, der neunzig geworden ist – der hat am Abend noch das alte „Gigue“ getanzt. Das wird heute fast schon als alltäglich betrachtet.

Lassen Sie mich noch ein Erlebnis aus Berlin erwähnen, das mir zeigt, dass auch Deutschland auf dem Weg zu einer globalen Welt im Leben, und nicht nur in der Wirtschaft ist. Als ich letzthin in der U-Bahn fuhr, saß eine junge Frau, eine Afrikanerin neben mir und unterhielt sich mit anderen im besten Deutsch. Ich überlegte: „Du bist doch nicht in New York, sondern in Berlin.“ In New York ist es normal. Dort hätte ich sofort gesagt, dass es eine Afroamerikanerin ist, aber hier ist es noch nicht gängig zu sagen, dass es eine Afrodeutsche ist. Wir haben in den USA Italoamerikaner, Amerikaner irischer Abstammung oder mexikanischer Abstammung, aber alle fühlen sich als Amerikaner. Aber es ist noch gar nicht so lange her, da formulierte Martin Luther King „I had a dream“, und rüttelte damit Amerika und die Amerikaner auf. Ich glaube, diesen Traum müssen wir in der ganzen Welt haben.

Denken Sie bitte daran: Die „elektronische Revolution“ und die hohe Mobilität in unserer heutigen Welt haben die nationalstaatlichen Grenzen porös gemacht. Die Menschen folgen der Arbeit, wandern ihr hinterher.

Das heißt aber auch, dass Patriotismus in unseren Gesellschaften versus Nationalismus steht. Patriotismus führt, wie ich es am Beispiel Amerikas erwähnte, zur Möglichkeit einer schnelleren Integration von Einwanderern und nicht zu ihrer Ghettoisierung. Eine Erkenntnis, die die Amerikaner sich auch schwer erarbeiten mussten.

In diesem Zusammenhang sind auch Bildung und Erziehung absolut bedeutsam und stellen einen kritischen Aspekt dar. Die Gesellschaft hat die Pflicht, junge Menschen – egal welcher Nationalität – auszubilden und deren Eltern bei der Erziehung bestmöglich zu unterstützen. In diesem Bildungskontext kommt den Universitäten große Bedeutung zu, und zwar im ursächlichen Grundbegriff der Universalität. Sie sind gehalten, sich weltoffen zu zeigen und damit zur Entwicklung der Toleranz beizutragen.

Damit möchte ich den Aspekt der Globalisierung auch einmal in einem anderen Licht betrachtet sehen:

- Globalisierung kann helfen, Vorurteile abzubauen,
- sie kann Toleranz zwischen den Menschen unterschiedlicher Nationalitäten aufbauen, vielleicht später auch zwischen den Nationen, wie es ja langsam in Europa vorankommt.

Es gibt keine andere Wahl als die Toleranz für das Zusammenleben der Menschen – eine Alternative kann ich nicht erkennen!